

Pharmazeutische Medizin: «Transparenz schafft Vertrauen!» – oder: «Transparenz statt Vertrauen?»

Peter Kleist

GlaxoSmithKline AG, Münchenbuchsee



Den Aspekt der Transparenz im Bereich der klinischen Forschung möchte ich nur kurz ansprechen – hier stellt vollständige Datentransparenz die unmittelbare Voraussetzung für eine valide Abschätzung von Risiko-Nutzen- und Kosten-Nutzen-Verhältnissen medizinischer Interventionen dar. Aber auch mittelbar ist Transparenz in der Forschung zur Aufrechterhaltung der Vertrauenswürdigkeit eines ganzen Wissenschaftssystems unabdingbar. «Nur hundertprozentige Transparenz schafft Vertrauen!» [1] – diese Behauptung halte ich im Kontext der Forschung nach wie vor und uneingeschränkt für wahr. Der Fokus des Beitrags soll ein anderer sein: Transparenz in den Beziehungen zwischen Akteuren im Gesundheitswesen, namentlich zwischen der Industrie und der Ärzteschaft, und der Umgang mit Interessenkonflikten. Was bringt Transparenz in diesem Zusammenhang? Und weiter: Trägt Transparenz zur Vertrauensbildung bei?

Die Mehrzahl der Pharmazeutischen Medizinerinnen und Mediziner arbeitet in pharmazeutischen Unternehmen – aber sie sind auch Teil der Ärzteschaft; ihnen kommt daher in diesem Spannungsfeld eine besondere Rolle zu. Doch dazu später mehr.

Ein Bekenntnis zur Transparenz

Ab 2016 werden international tätige Pharmaunternehmen ihre Zahlungen und geldwerten Leistungen an Ärzte und Institutionen der Gesundheitsversorgung und -forschung auf ihren Websites offenlegen [2], so wie bereits seit mehreren Jahren für ihre Zahlungen an Patientenorganisationen. Für jedermann wird somit frei zugänglich, welches Unternehmen wie viel und an wen für Vorträge, Beratungsleistungen, Kongressteilnahmen, die Organisation von Fortbildungsveranstaltungen oder die Durchführung von wissenschaftlichen Studien gezahlt hat. Geregelt wird die Offenlegungspflicht im sogenannten Pharma-Kooperations-Kodex [3]. Damit wird ein neues Kapitel in der Beziehung zwischen Industrie und Ärzteschaft aufgeschlagen.

Diese Offenlegung ist für beide Seiten von Vorteil. In einer Zeit, in der die ganze Welt durchsichtig werden soll, kommt man bestehenden Erwartungen nach und leistet einen Beitrag zur gesellschaftlichen Legitimierung und Rechtfertigung von Kooperationen. Transparenz kann Klarheit und Fakten schaffen, wo Informationen fehlen oder (gezielte) Desinformation und Missverständnisse herrschen. Doch auch die Akteure selbst sind gezwungen, potentielle oder tatsächlich vorhandene Interessenkonflikte sensibler wahrzunehmen und gewohnte Ver-

haltensmuster zu überdenken. Interaktionen und Kooperationen müssen mit grösserer Sorgfalt geplant werden. Transparenz dient also nicht nur der Einflussnahme auf die öffentliche Wahrnehmung, sondern auch direkt der Industrie und der Ärzteschaft, für die ein angemessener Umgang mit Interessenkonflikten ein selbstverständlicher Bestandteil des Berufsethos sein sollte [4].

Stärkt Transparenz das Vertrauen der Öffentlichkeit?

Transparenz dient dem Abbau von Ungewissheit. Letztlich besteht das Ziel von Transparenz darin, Nichtwissen zu beseitigen. Nun ist ein gewisses Mass an Informiertheit sicherlich eine der Voraussetzungen für Vertrauen. Doch je mehr man übereinander weiss, umso weniger muss man anderen Vertrauen schenken. Im Gegenteil – zu viel Transparenz beseitigt sogar die Notwendigkeit der Vertrauensbildung, wie es der Vertrauensforscher Guido Möllering auf den Punkt bringt [5]. Vertrauen setzt einen Zustand zwischen Wissen und Nichtwissen voraus. Transparenz dagegen wird dann gefordert, wenn das Vertrauen brüchig geworden ist, und aufgrund des schwindenden Vertrauens wird auf Kontrolle gesetzt. Statt «Transparenz schafft Vertrauen» sollte es gemäss dem Philosophen Byung-Chul Han eigentlich heissen: «Transparenz schafft Vertrauen ab» [6].

Darüber hinaus kann Transparenz manches komplizierter machen, als es ohnehin schon ist – wenn z.B. immer wieder neue Fragen aufgeworfen werden. Grenzenlose Transparenz wird es jedoch nie geben. Statt Vertrauensbildung kann sogar eine Spirale des Misstrauens eingeleitet werden, sollten einzelne Pharmaunternehmen ihrer Offenlegungspflicht nicht oder nur unzureichend nachkommen und somit gesellschaftlichen Erwartungen nicht gerecht werden. Mit einem grossen Schritt in Richtung zu mehr Transparenz, wie er mit dem Pharma-Kooperations-Kodex vollzogen wurde, begeben wir uns daher nicht nur auf eine schwierige Reise, sondern auch auf eine Reise mit ungewissem Ausgang.

Dieser Beitrag behandelt weder den mangelnden Durchblick bei statistischen Verfahren noch die Interpretation von Konfidenzintervallen. Nichtstatistiker dürfen aufatmen. Nachfolgend soll es um Transparenz in unserem Gesundheitswesen und um Vertrauen zu Personen, Organisationen und Systemen gehen.



Peter Kleist

Der Autor hat keine finanziellen oder persönlichen Verbindungen im Zusammenhang mit diesem Beitrag deklariert.

Transparenz ist nicht alles – oder: wie Vertrauen entsteht

Vertrauen kommt eine wichtige Funktion im sozialen Zusammenleben zu. Es ist gemäss dem Soziologen Niklas Luhmann notwendig, um die Komplexität der Beziehungen von Menschen in unserer Gesellschaft zu reduzieren [7]. Wie entsteht nun Vertrauen?

Vertrauen unter den Akteuren und auch das Vertrauen der Gesellschaft in gerechtfertigte Interaktionen zwischen Industrie und Ärzteschaft beruht auf mehreren Faktoren. Erstens braucht es klare Rahmenbedingungen und klare Regeln für die faktische Ausgestaltung der Zusammenarbeit; zweitens geteilte Werte wie Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Gemeinsame Spielregeln und ein gemeinsames moralisches Fundament sind Voraussetzungen dafür, dass z.B. «eingekaufte» Beratungsleistungen einer fassbaren wissenschaftlichen Notwendigkeit unterliegen oder die finanzielle Unterstützung von ärztlicher Fortbildung nicht zu Werbung für ein bestimmtes Produkt missbraucht wird. Transparenz in Bezug auf den Transfer geldwerter Leistungen sagt per se nichts über die Legitimität der zugrundeliegenden Interaktionen aus. Drittens basiert Vertrauen auf Erfahrung, d.h., Vertrauenswürdigkeit wurde in der Vergangenheit praktisch unter Beweis gestellt.

Vertrauensbildung setzt verantwortungsvoll Handelnde voraus – in der Industrie sind vor allem Pharmazeutische Medizinerinnen und Mediziner gefordert. In ihren Unternehmen sollten sie eine Führungsrolle bei der Promotion ethischer Prinzipien einnehmen. Sie sollten Garanten dafür sein, dass o.g. Kooperations-Spielregeln auch tatsächlich umgesetzt werden und Compliance-Systeme nicht nur eine «Legitimationsfassade» nach aussen darstellen. Dem ärztlichen Ethos und den Standards einer evidenzbasierten Medizin verpflichtet, sind

sie nicht zuletzt die Brücke zu ihren Kollegen in Klinik und Praxis. Die Fachgesellschaft ist in der Pflicht, klare Standpunkte einzunehmen und ihren Mitgliedern Orientierung zu bieten – Positionspapiere der Industrie können dies nicht ersetzen.

Fazit

Transparenz in der Beziehung zwischen Industrie und Ärzteschaft dient einem sensibleren Umgang mit Interessenkonflikten, aber aus Transparenz erwächst nicht automatisch Vertrauen. Massnahmen zur Transparenz und Massnahmen zur Vertrauensbildung müssen sich ergänzen; sie sind wie die zwei Seiten der gleichen Medaille. Pharmazeutische Mediziner sollten in ihren Unternehmen eine Führungsrolle und Garantenstellung einnehmen.

Korrespondenz:

Dr. med. Peter Kleist
GlaxoSmithKline AG
Talstrasse 3–5
CH-3053 Münchenbuchsee
[peter.m.kleist\[at\]gsk.com](mailto:peter.m.kleist[at]gsk.com)

Literatur

- 1 Kleist P. Nur hundertprozentige Transparenz schafft Vertrauen. *Schweiz Ärztezeitung*. 2013;94:267.
- 2 Grauer D. Neue Verhaltensregeln für Pharmaunternehmen – mit Auswirkungen auf die Ärzteschaft. *Schweiz Ärztezeitung*. 2014;95:239–40.
- 3 Pharma-Kooperations-Kodex. www.scienceindustries.ch/_file/12857/pharma-kooperations-kodex-2013-d.pdf.
- 4 Köbberling J. Medical professionalism in the new millennium: A physicians' charter. *Lancet*. 2002;359:520–2.
- 5 Möllering G. *Trust: Reason, Routine, Reflexivity*. Oxford: Elsevier; 2006.
- 6 Han BC. Transparent ist nur das Tote. *Die Zeit*, 12. Januar 2012.
- 7 Luhmann N. *Vertrauen. Ein Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität*. 4. Auflage. Stuttgart: UTB; 2000.